**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
**Band:** 48 (1954)
**Heft:** 1

**Artikel:** Bericht aus Algier
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-139869

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

den unserer westlichen Zivilisation. Denn diese war, im Laufe vieler Jahrzehnte, in der Tat nur die Geschichte eines niemals ruhenden Kampfes um Besitz, ohne Rücksicht auf das Recht oder den Wohlstand der sogenannten inferioren Rassen. Und er fügt die nachfolgenden Zeilen hinzu, die zugleich auch unsere eigene Schlußfolgerung sein werden, die — wie wir innigst hoffen — zur Lektüre dieses bedeutenden und wohltuenden Buches anregen werden, das «Erdraumpolitik des Hungers» von Josué de Castro darstellt:

«Während des letzten Jahrhunderts hat sich die Aera des brutalen Merkantilismus, des Kampfes um den Profit, sehr rasch in eine soziale Aera verwandelt. Man beginnt endlich, die politische und wirtschaftliche Freiheit als eines der unveräußerlichen Rechte jedes einzelnen Menschen zu betrachten. Wenn wir mit fünfzig Jahren des Friedens rechnen könnten, würde es der kommenden Generation vergönnt sein, die menschliche Gesellschaft auf dem Wege zu einer Welt der Ruhe und des Überflusses zu sehen, aus der Hunger und Armut und die vermeidbaren Krankheiten für immer verbannt wären. Ein Terrain der Verständigung und Begegnung könnte sich dann für die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion ergeben, diese beiden Großmächte, die sich die Welt teilen. Nur ist der Zweifel berechtigt, ob ein so vernünftiges und großzügiges Programm verwirklicht werden kann, solange Amerika von Männern geleitet wird, wie Eisenhower, Nixon, Brownell und MacCarthy. Aber die Ereignisse gehen heute in einem Tempo vor sich, das oft jegliche Vorhersage durchkreuzt. Wer konnte vor einem Jahr den Tod Stalins, die Machtübernahme durch Malenkow und die Neuordnung voraussehen, die sich in der Sowjetunion vollzogen hat, über die wir erst am Beginn unseres Staunens sind. Alles in allem betrachtet wird sich vielleicht das republikanische Regime in den Vereinigten Staaten fragwürdiger erweisen, als man es bei uns im allgemeinen annimmt, so daß der amerikanische Korrespondent einer so wenig umstürzlerischen Zeitung wie «Reforme», nachdem er erklärt hat, daß Eisenhower das Lächeln eingebüßt hat, voll Ungeduld ausruft: «Was wird die nächste Zukunft uns bescheren?»

*Serge Radine*

# Bericht aus Algier

Nach einigen «work-camps» mit dem «Internationalen Zivildienst» (Service Civil International in Deutschland und Frankreich) bin ich seit Anfang November in einem «work-camp» in Algerien.

Als ich an einem wunderschönen Spätnachmittag nach einer erlebnisreichen Reise hier eintraf, da erschrak ich bis ins Tiefste meines Herzens. In der Bidonville [1] eines Dorfes, etwa 20 Kilometer außerhalb von Algier, war ein Zelt vom Zivildienst aufgestellt. Für die nächsten Wochen sollte

[1] Elendquartiere mit Hütten aus Benzinkanistern und Wellblech. D. R.

also hier mein Arbeitsbereich mit noch einigen Freunden sein. Was ich dort sah, frisch importiert aus Europa, das habe ich vorher wirklich noch nie gesehen. Buden aus verrosteten Blechkanistern und alten Kisten zusammengenagelt, dazwischen Gestalten, mit Fetzen und Lumpen am Leib, und Kinder, unheimlich viel Kinder — dreckig, verkommen. Und ein Gestank — unbeschreiblich und für europäische Begriffe unvorstellbar. Ich wußte in dem Augenblick, als ich ankam, nicht recht, ob ich bei diesem Anblick weinen oder lachen sollte. X-mal drehte ich mich im Kreis herum — irgend etwas suchend in diesem Meer von Not, Elend und Dreck, auf dem mein Auge hätte ausruhen können, irgend etwas Ergötzliches, irgend etwas Erfreuliches. Aber ich fand nichts. Müde gab ich mein Suchen auf und brach plötzlich in schallendes Gelächter aus. Ich mußte diesen ersten Schock erst irgendwie abreagieren, aber mein Lachen klang wie Höllengelächter, und es wäre besser gewesen, ich hätte geweint. So langsam legte sich mir ein Gefühl auf die Magengegend, als ob ich kotzen müßte, und tagelang wurde ich dieses Gefühl nicht los. Zum Glück dämmerte es schon, und die Nacht deckte alles zu. Ich war müde und hatte nur den einen Wunsch, die Augen zuzumachen und zu schlafen — schlafen.

Am nächsten Morgen war mir alles schon ein wenig vertrauter. Beinahe vorsichtig, um ja nicht aufzufallen in meinen sauberen Arbeitskleidern, pilgerte ich zum Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Das ganze Dorf holt hier Wasser, denn es gibt in den Buden natürlich weder Wasser noch Klosett noch Elektrisch noch irgend etwas, was in Europa selbstverständlich ist. Wasser wird am Dorfbrunnen geholt, kochen tun die Leute, wenn sie besser gestellt sind, auf einem Petroleumkocher oder auf einer offenen Feuerstelle zwischen zwei Backsteinen. Nach einigen Tagen hatte ich das Glück, in einige der Buden hineinzugucken. Fenster gibt es natürlich nicht in solch einem Haus, denn Glas ist viel zu teuer. Nur in manchen Häusern gibt es ein kleines Guckloch. Ansonst wird einfach die Tür offengelassen, dann ist es hell genug für hiesige Begriffe. Die Löcher und Ritzen sind mit Lehm verschmiert, der aber nur so lange hält, solange er naß ist. Wenn er trocken ist, fällt er wieder Stück für Stück, bei jeder kleinen Erschütterung, ab. Viele Familien hausen nur in einem Raum (etwa 4—6 Meter lang und ebenso breit) mit bis zu zehn Personen. Die Krankheiten in diesen Elendsquartieren sind erschreckend. Es gibt hier jeden Tag etwas Neues zu entdecken, denn die Not und das Elend sind abgrundtief.

Die Leute kommen vom Innern des Landes, denn sie bekommen als Landarbeiter — wenn sie so glücklich sind, Arbeit zu bekommen — einen Hungerlohn. Alles Land ist in Händen von Großgrundbesitzern, Kleinbauern gibt es kaum. Der Landhunger ist in diesem großen Land Afrika — so komisch es klingen mag — riesengroß. Nun werden die Leute von der Stadt angezogen, und sie hoffen alle, in irgendeiner Fabrik unterzukommen. Das wäre das große Glück. Aber sie werden fast alle

enttäuscht. Zurück können und wollen sie nicht, und so kampieren sie eben am Rande der Stadt, irgendwo, nageln sich irgend etwas zusammen, und dort vegetieren sie dann Wochen, Monate, Jahre — immer in der Hoffnung auf das große Glück, auf Arbeit in der Stadt. Sie klammern sich an diesen Gedanken und an diese Hoffnung, denn das wäre Nahrung und Kleidung, das wäre das Leben.

Am bemitleidenswertesten sind die Kinder. Mit ein paar dreckigen Fetzen am Leib strolchen sie durch die Gegend. Sie suchen immer etwas: Holz zum Kochen (Holz ist sehr knapp hier) — oder irgend etwas, womit sie wieder ein Loch in ihrer Bude zumachen können (ein verrostetes Blech, ein Stück Brett oder ähnliches) — oder sie suchen etwas zum Essen und durchwühlen die stinkenden Abfalleimer. Schon die Kleinsten, kaum können sie auf ihren Füßen stehen, haben ihren harten Existenzkampf zu bestehen. Spielzeuge habe ich, außer Blechbüchsen, bei den Kindern noch nie gesehen. Sie wissen wohl kaum, was eine Puppe oder ein Baukasten ist. Sie wissen nur, daß sie immer Hunger haben und daß eine Handvoll rostiger, krummer Nägel, ein Blech oder gar ein altes Kistenbrett etwas sehr Wertvolles ist. Schule gibt es keine — außer einer Behelfsschule von uns (vom Zivildienst). So wachsen die Kinder auf, im Hunger, in Krankheit, im Elend, im Analphabetentum, und was ist die Folge von diesem täglichen und stündlichen Kampf um die nackte Existenz? — Innere und äußere Verrohung. Unsere Arbeit hier ist so riesengroß, daß man oft mutlos werden könnte und beinahe verzweifeln möchte, denn macht man ein Loch zu, dann entdeckt man zehn neue. Wir flicken die schlimmsten Buden von den ärmsten Leuten ein wenig zusammen, denn es gibt z. B. auch viele Frauen hier, die keinen Mann mehr haben und mit einem Stall von Kindern sich wirklich mittellos durchbeißen müssen.

Wir machen in einigen steilen Dorfstraßen, die bei Regenwetter unmöglich zu begehen sind, Treppen. Wir schreinern aus Kistenbrettern Möbel für unsere Schule. Oft kommt jemand angerannt mit einem verletzten Fuß oder Finger, dann leisten wir die erste Hilfe — waschen die Wunde aus und verbinden. Wir wollen überall sein und sollen alles können. Kürzlich brachte uns einer einen alten Wecker. Wir sollten ihn reparieren, aber das ging über unser Können.

Aber das Schlimmste ist: unsere Mittel sind beschränkt, und wir können gar nicht helfen, wie wir eigentlich wollten. Der algerische Zweig vom Zivildienst muß sich selbst mit seinen kleinen Mitgliedsbeiträgen halten. Nur zu oft schickt unser Sekretär Bettelbriefe — Hilferufe an seine Mitglieder, um wieder für einige Wochen arbeiten zu können. Und die guten Leute hier — Europäer und Eingeborene — tun ihr möglichstes. Ab und zu bekommen wir von irgendeiner guten Seele einige Kisten oder sonst für europäische Begriffe unbrauchbare Altwaren, kaputte Schränke, altes Geschirr, halbe Türen, ausgetragene Kleider, Blechkanister, Blechbüchsen, Flaschen usw. Dann wird sortiert, die Kisten sorgfältig auseinandergenommen, die Nägel geradegeklopft; oder wir

bekommen einige alte Eisenstangen, die werden zersägt, das gibt dann Pflöcke für unsere Treppen. Alles, restlos alles alte Gerümpel können wir gebrauchen und ist für uns wertvolles Rohmaterial. Manchmal wünschte ich mir einen europäischen Schuttablagerplatz. Oh, was für Schätze könnte ich da bergen, wieviel Not könnte damit gelindert werden!

Wenn wir dann mit unseren Kistenbrettern arbeiten, und es gibt Abfallholz, da stehen sie da, die Kinder — Mädchen und Jungen — und warten, bis was abfällt für sie. Und wie glücklich sind sie über eine Handvoll alter krummer Nägel oder eine Handvoll Holz oder über einen Armvoll Holzwolle (für Nachtlager).

Und wenn wir essen vor unserem Zelt an unserem wackligen Kistenbrettertisch, dann stehen sie wieder da, und dann sollten Sie mal die Stielaugen sehen, mit denen sie jeden Bissen verfolgen. Und man kann diesen Stielaugen nicht widerstehen, denn das Essen bleibt einem im Halse stecken. Und sie sollten die mageren Finger sehen, die sich einem entgegenstrecken, wenn man ein Stück Brot hinhält oder wenn man eine Feige oder Dattel reicht. Und Sie sollten die Augen sehen, unschuldig, gierig, hungrig und dankbar für jeden Bissen. Die Augen europäischer Kinder glänzen nicht freudiger und dankbarer an Weihnachten unterm Christbaum als die Augen dieser Kinder für einen Bissen Essen.

Und wenn es dann Abend ist, dann ist man nicht müde von der Arbeit, sondern dann ist man vollkommen erledigt von all der Not, die man gesehen hat. Dann ist man unfähig, noch etwas zu tun, Briefe zu schreiben oder zu lesen oder zu lernen. Man hat nur den einen Wunsch, zu schlafen und alles zu vergessen. Und wenn man dann die Augen zumacht, dann sieht man wieder die Stielaugen, und die mageren Kinderhände strecken sich einem entgegen, Hunderte, Tausende. Und man wälzt sich auf seinem Lager, und man möchte schlafen — schlafen. Aber die Stielaugen sind hartnäckig, und die stummen Augen fangen an zu schreien, und die ganze Not der Kinder, der Brüder und Schwestern in ihren Fetzen, schreit zum Himmel — eine Anklage gegen Europa, gegen das «christliche» Abendland, welches Geld verschleudert für Bomber, Gewehre und U-Boote.

Wir arbeiten zu dritt in diesem Arbeitslager. Ein Schweizer, ein Franzose und ich. Dann ist noch eine belgische Freundin hier, die schon seit zwei Jahren unter den größten Entbehrungen den Mädchen Unterricht in unserer Schule gibt. Aber unsere Schule darf man sich nicht wie eine Schule in Europa vorstellen. Das ist einfach eine Wellblechtonne, etwa 2,5 bis 3 Meter hoch, hinten zwei Fenster, vorne eine Türe und in der Mitte nochmals eine provisorische Bretterwand. Wenn die Sonne draufscheint, ist es dort drin lästerlich heiß. Die Möbel sind primitiv zusammengenagelt. Es gibt auch keine Prügelstrafe in unserer Schule. Das ist sehr einfach hier. Wenn ein Kind nicht artig ist, dann gibt es nur *eine* Strafe, und das ist die größte. Es wird weggeschickt. Und dann sitzt es draußen vor der Tür und wartet Stunde um Stunde, den ganzen Tag,

bis es wieder die Erlaubnis erhält, hineinzukommen. Denn längst nicht alle Kinder vom Dorf können unterrichtet werden, aber alle wollen etwas lernen, schreiben, lesen, rechnen. Der Wissensdurst bei den Kindern und Erwachsenen ist sehr groß.

Seit einigen Tagen wollte der Zivildienst auch den Jungen Unterricht geben, und zwar abends. Eine französische Freundin begann den Unterricht mit 6 Jungen. Aber nach ganz kurzer Zeit waren es 60. Vor der Schule standen aber noch mehr und konnten nicht hinein. Da machten die draußen so einen Spektakel, daß unsere arme Simone ganz unmöglich unterrichten konnte. Am nächsten Tag standen sie schon mittags vor der Schule, um ja abends hineinzukommen. Zu allem Überfluß machten sie aus Langeweile wieder so einen Lärm, daß der Unterricht für die Mädchen nun auch gestört war. Der Knabenunterricht mußte dann unter männlichem Schutz abgehalten werden (ein arabischer Freund ging mit), denn sonst hätte die Meute die Schule gestürmt. Zum Glück haben wir jetzt einen weiteren Raum ausfindig gemacht. Der wurde schnell notdürftig mit Kistenbrettern möbliert, und nun erhalten die Jungen auch — schichtenweise — ihren Unterricht.

Dann ist noch eine Krankenschwester hier, die unsere Krankenstube versorgt, d. h. ursprünglich gehörte diese Krankenstube dem Zivildienst, aber jetzt wird sie von der Gemeinde unterhalten, denn das konnte der Zivildienst finanziell nicht mehr tragen — auch hier wieder nur Regale aus Kistenbrettern zusammengenagelt.

Ich bewundere unsere drei, die zwei Lehrerinnen und die Krankenschwester, wie sie in diesem Dreck unter den schwierigsten und widerlichsten Verhältnissen unentwegt ihren Dienst tun — mit einem Hungerlohn, der kaum zum Leben reicht — Wochen, Monate, Jahre. Helden, von denen nichts in Geschichtsbüchern steht, die keine Denkmäler bekommen. Aber sie ernten mehr als den Dank irgendeines Vaterlandes. Sie erobern die Herzen der Menschen, und sie ernten manchen dankbaren Blick und manches dankbare Lächeln. Und dies ist mehr wert als alle Orden und Ehrenzeichen von allen Vaterländern zusammen.

Wenn wir ins Gespräch mit den Eingeborenen kommen, ist die häufigste Frage nach unserem Verdienst. Und wenn wir ihnen erzählen, daß wir freiwillige Arbeiter sind und außer dem Essen nichts bekommen, dann schütteln sie ungläubig den Kopf. Nein, das können sie nicht glauben, so viel Menschlichkeit trauen sie den Europäern nicht zu, denn sie kennen die Europäer ja nur als Großgrundbesitzer, die für die Arbeit einen Hungerlohn bezahlen. Sie kennen die Europäer als Fabrikbesitzer, Geschäftsleute, Kapitalisten. Sie kennen die Europäer als Eindringlinge, die ihnen ihr Land gestohlen haben und ihnen dazu noch eine neue Religion aufdrängen wollen. Dieser Gott der Liebe, angeboten von Europäern, ist ihnen nicht mehr als ein schlechtgelungener Witz. Sie kennen die Europäer von unzähligen grausamen Kriegen. Sie kennen die Europäer als strenge, unerbittliche, grausame Herren. Aber daß wir hier ohne

Verdienst arbeiten, daß wir sogar unser Fahrgeld selbst bezahlen müssen — nein, das ist wiederum ein schlechtgelungener Witz.

Unendlich schwierig ist es, mit den Leuten Kontakt zu bekommen. Aber ab und zu merkt man doch, wie der jahrelange Kampf, den der Zivildienst hier in diesem Elendsviertel führt, seine Früchte trägt und von den Eingeborenen teilweise anerkannt wird. Aber was ist diese, unsere winzig kleine Arbeit gegen diese riesengroße, abgrundtiefe Not, die uns wie ein Berg zuzudecken droht, die als gefährliches Pulverfaß ganz Europa bedroht.

Erschreckend viel Sicheln und Hämmer sind hier an die Wände geschmiert. Was hat Europa gegen diesen aufwachsenden Nationalismus der Kolonialvölker und gegen den Bolschewismus, der hier gedeiht wie das Unkraut auf dem Mist, für eine Antwort? Vielleicht neue bestialische Massenvernichtungsmittel? Wenn diese dynamische Kraft, diese angestaute Wut jahrzehntelanger Unterdrückung einmal zur Entladung kommt, dann heißt es «wehe», dann gibt es kein Halt mehr!

Was hat das «christliche» Abendland mit seinem reichen Segen an Fortschritt und Erkenntnis in Technik, Wissenschaft, Hygiene usw. bis jetzt getan? Wie hat Europa seinen Reichtum und Überfluß angelegt? Es hat Kriege geführt, es hat genialste Mordwerkzeuge entwickelt; es hat zerstört und vernichtet und gemordet und geraubt und gestohlen — en gros. Es hat seinen Reichtum und Segen selbst in anmaßender Erheblichkeit zerstört und vernichtet.

Was hat der Christ dieses «unchristlichen» Abendlandes einst für eine Antwort, wenn er nach seinen Brüdern und Schwestern gefragt wird, die im Dreck und in der Not durch seine Schuld verreckt sind? Und was hat er für eine Antwort, wenn er gefragt wird, wie er mit seinen ihm anvertrauten Pfunden gewuchert hat — mit seinem Reichtum, mit seinem unwahrscheinlichen Segen?

Was antwortest du darauf — Abendländer, Christ?

Dieses Abendland ist schon lange nicht mehr christlich und glaubt schon lange nicht mehr an Jesus Christus. Nein, es hat sich seine eigenen Götter und Götzen gemacht, und diese Götter und Götzen sind der Staat, das Geld, das Vaterland, die Fahne, die Ehre usw.

Was hat dieser christlichste aller Erdteile aus der Lehre Jesu Christi gemacht? Einen Volksrummel mit viel Tingeltangel und Lametta — einen Freibrief für das größte Kapitalverbrechen, nämlich staatlich organisiertes Massenmorden und Zerstören — eine Lebensversicherung «für alle Fälle» für ängstliche Gemüter — einen religiösen Komfort für die Reichen — einen bürgerlichen Unterhaltungszirkel — eine starre leblose Tradition — Wahlschlager für die unchristlichste aller Parteien — usw.

Und durch die Folgen dieses großen Abfalls von Gott, durch die Folgen seiner Lieblosigkeit, seiner Zerstörungswut, seiner Überheblichkeit, seiner lasterhaften Sünden an dem Abgrund unserer heutigen Tage angelangt, das Strafgericht Gottes vor Augen, starrt dieses Abend-

land in wahnsinniger Angst nach dem Osten, nach dem Bolschewismus, dem Kind Europas, der Frucht des «christlichen» Abendlandes. Und anstatt den Kommunismus zu bekämpfen in den Kolonialvölkern und unterentwickelten Gebieten mit sozialen Aktionen, mit Nahrung, Kleidung, Wohnung, Ausbildung, Urbarmachung usw. — heute, solange es noch möglich ist, weiß Europa wiederum nichts anderes als das Allheilmittel: Aufrüstung, EVG, Mord, Vernichtung!

Und anstatt Buße und Umkehr zu Jesus Christus, betet der Abendländer wieder seinen Gott «Staat» an und ist ihm bedingungslos gehorsam, denn der Gott Staat hat ja eine christliche Maske, und die Christen merken nicht, daß hinter dieser Maske der Teufel kichert. Und sie hören nicht den Schrei der entrechteten Brüder, die unter ihrer Knute stöhnen und verrecken. Und sie merken nicht, daß dieser Schrei morgen ein Kriegsgeheul sein wird — unter der «Roten Fahne». X.

# Unser Gewissen ruft!

Wir Frauen und Männer in Israel können nicht schweigen zu den Vergehen gegen die Menschlichkeit, die ihren letzten und grausamsten Ausdruck in dem Mord in Judäa und in dem Vergeltungsakt gegen das Dorf Kibia gefunden haben.

Uns bindet kein gemeinsames politisches Bekenntnis, aber das Bestreben, die Beziehungen unter Menschen und Völkern auf eine der Menschen würdige Stufe zu stellen.

Wir bedauern die Spannungen, die zwischen uns und unseren Nachbarvölkern bestehen.

Wir verurteilen Übergriffe und Gewalttätigkeiten, von welcher Seite sie auch kommen.

Wir erheben Protest gegen Morde und Vergeltungsmaßnahmen, die sich blind gegen Unschuldige — Juden wie Araber — auswirken.

Wir erwarten Einleitung von Gerichtsverfahren gegen die an den Morden und Racheakten Verantwortlichen.

Wir sprechen unser Mitgefühl und unsere Anteilnahme den betroffenen Menschen und ihren Familien aus.

Unser Bestreben ist:

1. daß Gerechtigkeit und Menschlichkeit die Grundlage unseres Staates und unseres Verhältnisses zu allen Nachbarn und Völkern bilde;
2. daß eine Atmosphäre des Friedens und nicht der Gewalttaten zwischen uns und unseren Nachbarn herrsche;
3. daß die Reinheit unserer Bestrebungen jedem Gutwilligen die Mitarbeit ermöglicht.